Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 3 (1947)
Heft: 5

Artikel: Die deutsche Sprache in der Welt- und in der Schweiz
Autor: Schürch, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420039

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die deutsche Sprache in der Welt – und in der Schweiz

Die Niederlage Hitlers hat alles getroffen, was deutsch ist. Aber schon seine „Machtergreifung" hat die kulturellen Beziehungen Deutschlands besonders zu andern Völkern deutscher Sprache entweder politisch gefälscht oder aber sehr erschwert, weil der Nationalsozialismus dem abendländischen Geist, der den Begriff „Europa" ausfüllt, den Kampf angesagt hat. Dagegen ist Hitlers Zusammengehen mit dem regierenden Bolschewismus trotz der unmittelbar vorausgegangenen Haßprogaganda nach dem Zeugnis des deutschen Botschafters in Moskau, von der Schulenburg, auf viel weniger geistige Hindernisse gestoßen.

Wir müssen uns im Deutschschweizerischen Sprachverein vor Augen halten, daß Sprachgemeinschaft als Volksgemeinschaft verstanden eine politische Vorstellung ist, die Hitler nicht erfunden, sondern in Österreich gefunden und in das Dritte Reich eingeführt hat, und daß in Österreich die Pflege der deutschen Sprache von der alldeutschen Bewegung auch stark politisch betrieben worden ist. So hat denn auch der Deutsche Sprachverein in Österreich Züge erhalten, die uns an ihm in Deutschland kaum aufgefallen sein mögen. Aus politischem Anschlußgeist heraus ist lang vor dem ersten Weltkrieg schon das Wort „Ostmark" entstanden, womit Österreich zum Grenzland gestempelt und als selbständiger Staat aberkannt wurde!

Ich kam 1909 zufällig in Oberösterreich zu einer Sonnwendfeier auf dem Lande. Alles machte mit: Bauernvolk, Geschäftsleute, Fabrikdirektoren und ihre Arbeiter, namentlich alles, was höhere Schulen besucht hatte, Ärzte, Ingenieure usw. – und es war eine reine Anschlußkundgebung. Auch mir Fremdling steckte man die Kornblume ins Knopfloch. Als ich mich freundlich belehren ließ, es sei die Lieblingsblume Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin und ihr Blau bedeute die deutsche Treue, zog ich sie sachte wieder aus dem Knopfloch; denn es war inzwischen deutlich geworden, daß es sich hier vor allem um Untreue gegenüber Österreich handelte, wozu ein Schweizer nichts beizutragen hatte. Man sang das Bismarcklied, man sang die Wacht am Rhein, man sang das „Eisenlied" (die Alten Herren der studentischen Korporation „Eisen" waren dabei). Irgendein Lied von oder für Österreich war nicht zu hören. Dagegen lag Ernst Moritz Arndts „Was ist des Deutschen

Vaterland?" tiefer als nur auf den Zungen. Es war ein Nachhall des Alldeutschtums der deutschen Befreiungskriege, das ja auch an das Schweizerhaus recht stürmisch geklopft hat. Wir brauchen es nicht zu überhören, daß dieser Weihegesang des auf die deutsche Sprache gegründeten Länderhungers auch uns umfaßt, wie alle andern Gaue des Sprachgebiets:

„Ist's Land der Schweizer, ist's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl."

Und dann der Kehrreim:

„O nein . . .
Sein Vaterland muß größer sein."

Gegen den Schluß des Liedes kommt wie Paukenschlag die Antwort auf die Frage nach des Deutschen Vaterland:

„Soweit die deutsche Zunge klingt . . .
Das ganze Deutschland soll es sein"

Damit hätte man dann wirklich den ganzen Sprachverein beieinander gehabt.

Die deutschen Freiheitskämpfer haben auch unsere Herzen höher schlagen lassen. Sie glaubten ja, mit der äußern Tyrannei auch die innere Unfreiheit zu besiegen. Es war ein Wahn - aber ihr großdeutsches Ideal war darum nicht tot. Was Arndt umständlich besungen, das faßte Adolf Hitler in einen einzigen Satz zusammen und machte daraus sein ganzes Parteiprogramm:

„Alle Menschen deutscher Sprache und deutschen Blutes sollen in einem künftigen Großdeutschen Reiche vereinigt werden."

Man liest auch in jenem Buche, das man im Dritten Reich wie eine Bibel den Neuvermählten in die Hand gedrückt hat, in „Mein Kampf", auf der ersten Seite: „Menschen gleicher Sprache gehören in ein gemeinsames Reich."

Da der Nationalsozialismus alle geistigen Kräfte in seine politischen Bestrebungen einspannte, mußten seit 1933 unsere Beziehungen zum Deutschen Sprachverein und seinem Organ „Muttersprache" anders werden. Otto von Greyerz stellte den Antrag, unsere Verbindung mit

dieser Zeitschrift, die man früher auch als guter Schweizer lesen konnte, zu lösen.

Hitler machte der naiven Vorstellung, daß das Deutschlandlied nur unpolitische Gefühle der Freundschaft innerhalb eines Kulturkreises ausdrücke, ein Ende. Er stellte die deutsche Sprache wie die deutsche Kultur und Wissenschaft in den Dienst einer den besten deutschen Geist verleugnenden Tyrannei und einer Eroberungspolitik, die auch die Schweiz bedrohte. Ableger dieser gefährlichen Absichten, wie die „Basler Pfalz" und andere Unternehmungen pseudokulturellen Werbens mit politischen Zielen, mußten in der Schweiz polizeilich erfaßt werden. Den Werbern aber durfte man das Wort zurückgeben, mit dem Luther in Marburg Zwingli abgefertigt hat: „Ihr habt einen andern Geist als wir."

Das war aber, wie gesagt, auch schon vor Hitler dann und wann zu spüren gewesen. Ich habe in meinen „Sprachpolitischen Erinnerungen" einen Wiener Studenten erwähnt, der mich in den neunziger Jahren in Bern, nachdem ich einen welschen Freund in dessen Sprache begrüßt hatte, anfuhr: „Hier ist deutscher Boden, hier haben Sie deutsch zu sprechen!" Kurz nach dem ersten Weltkrieg konnte man in Prag als Deutschschweizer von einem alten Alldeutschen nicht nur mit „treudeutschem Gruß und Handschlag" empfangen werden, sondern auch hören, daß der Markomanne*) des Ostens den Markomannen des Westens grüße . . . mir wurde schon etwas westmärkisch zumute. All das gebot, dafür zu sorgen, daß die Bestrebungen unseres Vereins sich erkennbar von jenem Alldeutschtum abhoben, das besonders in den Gebieten der deutschen „Irredenta" sein Wesen trieb und dann dem Dritten Reich seine ersten außenpolitischen Ziele aufsteckte.

Wir haben jetzt unter erschwerten Bedingungen das hohe Kulturgut der deutschen Sprache zu hüten. Nicht allein im Ausland, fast noch mehr in der Schweiz stoßen wir dabei auf das Mißtrauen, das aus dem politischen Mißbrauch der Sprache erwachsen ist. Wir werden uns freilich nicht von allem, was aus Deutschland kommt, abkapseln wollen. Denn es kommen jetzt, einer nach dem andern, die überlebenden Zeugen jenes Deutschlands zu uns, das wir geachtet und geliebt haben, und sie suchen bei uns die menschliche Nähe und den Geist Alteuropas. Männer, die um ihrer tapferen Haltung willen in Konzentrationslager ge-

*) Markomannen: altgermanischer Völkerstamm.

worfen und gefoltert worden sind, solche, die ungebeugt schon vor dem Galgen gestanden haben. Und darunter solche, die an eine wirkliche Kulturgemeinschaft erinnern, wie Rudolf Pechel, der Herausgeber der „Deutschen Rundschau", deren Namen allein genügt, um uns daran zu mahnen, was Deutschland für unsere besten Dichter von Gotthelf bis Spitteler getan hat, namentlich aber für die großen Zürcher. Man braucht vielleicht auch nicht schamhaft zu verschweigen, daß solche Besucher kommen, um dafür zu danken, daß wir die Fackel der Freiheit nicht gesenkt hätten - das sei ihnen ein Trost hinter dem Stacheldraht gewesen. Auch ihre Bitte um geistigen Beistand dürfen wir nicht in den Wind schlagen. Aber die alte gemeinsame Kultur besteht heute nicht mehr, oder dann eben hauptsächlich aus Erinnerungen. Was Hitler nicht zerschlagen hat, das stampfen andere in Grund und Boden hinein.

Für Deutschschweizer ist es besonders peinlich, daß auch das Ansehen der deutschen Sprache leidet, wie nach dem Dreißigjährigen Krieg. Es war mir gesagt worden, in den schwedischen Sekundarschulen habe man noch in den Kriegsjahren Deutsch gelernt wie bei uns Französisch. Aber man stößt dort immer wieder auf Menschen, die kein deutsches Wort verstehen wollen. Man versucht es zuerst mit Englisch; selten mit Erfolg, außer etwa bei den Leuten vom Luftverkehr. Ein kleines, lächerliches Erlebnis diene als Zeichen der Nachkriegsstimmung in Schweden. Ich kehrte letzten Herbst in Stockholm in einer Wirtschaft ein, die mich dadurch anzog, daß sie „Restaurant" mit einem „t" statt wie dort üblich mit einem „g" am Ende schrieb. Ich bestellte mein Mahl und dazu „ein Glas Bier, bitte", lieferte die nötigen „poänger" aus den Rationierungs-„Kupöngern" ab und harrte der Bedienung. Die Dame des Hauses stellte mir ein Glas kalte Milch neben die warme Suppe, und zwar mit einer neudeutsch anmutenden zackigen Bewegung. Ich sagte höflich, ich hätte nicht Milch gewünscht, sondern Bier. Ich erhielt im schnappigsten Deutsch die Belehrung: „Sie haben gesagt ‚Glas'; das heißt hier Milch! Wenn Sie Bier wollen, müssen Sie ‚öl' sagen." Die streitbare Nordlandsmaid verstand also ausgezeichnet, was gemeint war; aber sie wollte einen Gast dafür strafen, daß er seine Wünsche in einer verpönten Sprache angebracht hatte.

Solche Begegnungen zeigen uns, daß wir es in der Welt mit unserer Sprache schwerer haben als vor Hitler. Wohl wird der Fremde, weil es

nicht anders geht, in Finnland, in Polen oder in Ungarn immer noch deutsch angesprochen, und am Ende müssen sich sogar Tschechen am Postschalter nach Fragen, die man auf französisch, englisch, italienisch zurechtgedrechselt hat, nachdem das Deutsche zuerst überhaupt nicht gehört worden ist, dazu bequemen, unwirsch zu fragen: „Was winschen Sie eigentlich?" Wie ja der französische Einkreisungsdiplomat Barthou und der Herr von der Regierung, der ihn am Bahnhof begrüßte, sich auch nur in der Sprache des Zwischenlandes verstehen konnten. („Wollen wir nicht lieber deutsch sprechen?", so lehnte der Franzose das schreckliche Französisch des Tschechen ab.) Das hindert nicht, daß unsere Sprache wieder einmal international abgewertet ist. Sie hatte immerhin eine schöne Stellung in der Kulturwelt errungen, seit Karl V. gesagt haben soll, deutsch spreche er nur mit Pferden.

Wir müssen die deutsche Sprache pflegen auf dem Boden, der rein ist von politisch vergifteten „Kornblumen", und wir müssen sie pflegen in und mit unserem Volk. Das Volk, nicht ein Klub von „Sprachinteressenten", ist der Träger der Sprache. In den breiten Schichten müssen wir den Sinn für gutes Deutsch wecken und wachhalten, besonders dort, wo man der politischen Verseuchung besser widerstanden hat als unter den intellektuellen Anpassern von 1940. Im Volk aber haben wir immer noch mit einer begreiflichen Abneigung gegen alles zu rechnen, was uns mit den Deutschen verbindet. Nur ein fester, geduldiger Sinn wird die Leute gewinnen und das Mißtrauen besiegen, das aus allerlei Erfahrungen und Erinnerungen übrig geblieben ist. Wir können aber tatsächlich etwas Rechtes erreichen. So bieten die vielbegehrten Vorträge über die Mundart immer auch eine erwünschte Gelegenheit, der Schriftsprache zu geben, was sie verdient. Die Aufgabe ist nicht leicht, aber schön.

Ernst Schürch

Nochmals „Fastnacht oder Fasnacht?"

Der Schriftleiter des „Schweizerischen Archivs für Volkskunde", Herr Dr. P. Geiger in Basel, schreibt uns zu dieser in Heft 4, Seite 55 behandelten Frage:

Die Ableitung aus fasten wird gestützt durch die romanischen Formen. Bei uns trat Hoffmann-Krayer anfangs des Jahrhunderts aus sprach-